stätigt sie und ein Blick, in dem alle Teufelchen des Spotts ihr Wesen treiben, streift ihren Begleiter.

Das reizt ihn. Er will doch sehen — —

„Wie nennt man Sie?"

Nach einem kleinen Zögern—„Man nennt mich Lolotte", erwidert sie mit demselben verteufelt moquanten Blick, der anfängt, ihn nervös zu machen.

„Wie kommen Sie zu dem französischen Namen?"

„Ich bin in Paris erzogen."

„Und dann — — ?" fragte er weiter.

„Dann — — dann habe ich längere Zeit in Pest gelebt, dann wieder einige glanzvolle Jahre in Paris verbracht und — jetzt bin ich hier!"

„Also Kosmopolitin", scherzt er, den diese Daten und mehr noch die Art, mit welcher sie gesprochen werden, zu fesseln beginnen. Er verwickelt sie in ein Gespräch über ihre Pariser Eindrücke und ist überrascht und entzückt von der geist- und witzsprühenden Art von Plauderei, die sie entfaltet.

„Aber könnten wir dies Gespräch nicht besser und gemüthlicher in den behaglichen vier Wänden eines Privatkabinets weiter fortsetzen?"

Mit einem Rest von Scheu hatte er diese Proposition gestellt. Bei den Frauen täuscht ja Alles, und wenn seine Begleiterin nicht ist, wofür er sie hält — —

„Bon, gerne!" Mit diesen burschikos gesprochenen Worten löst sie jeden Zweifel.

„Es ist halb sechs", sagt er mit einem Blick auf seine Uhr. „Sie kennen sich zweifelsohne besser darin aus als ich, der ich hier völlig unbekannt bin, also: wohin?"

„Zu Sacher", entscheidet sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„Stammlokal?"

„Zuweilen!"

Sie setzten ihren Weg fort, in einigen Minuten befinden sie sich vor dem Restaurant. Sie tritt zuerst ein. Der Oberkellner stürzt ihr entgegen. Mit einer Handbewegung verhindert sie seine Anrede.

„Jean, geben Sie uns Nr. 2! Es ist doch frei?" fragt sie.

„Aber gewiß, zu Befehl, jawohl!" und eilfertig öffnet er die Thür des verlangten Gemachs und erwartet weitere Befehle. Sie war inzwischen vor den Spiegel getreten, der kreuz und quer die echten und fingirten Naman der vielen — Lolottes trug, denen er ihr verführerisches Bild wiedergestrahlt, und warf einen Blick hinein. „Also Jean, bringen Sie mir, wie gewöhnlich, ein Rebhuhn und Röderer „carte noire". Und Sie?" sie hatte sich zu ihrem Begleiter gewandt, der ein wenig konsternirt ihren Anordnungen gelauscht hatte. Also eine häufige Besucherin der „chambres separees" — vertraut und bekannt! Schade! Wenngleich er in ihr keine Vestalin zu finden geglaubt hatte, berührte ihn diese Vertrautheit unangenehm.

„Das Geiche für mich." Lautlos verschwand der Kellner hinter der Portiere, die den kleinen behaglichen Raum von der Thür trennte.

Er half ihr, sich des enganliegenden Jaquets entledigen, das die schlanke Gestalt umspannte, und sie erschien ihm noch reizvoller in der schillernden bauschigen Blouse, die bei jeder Bewegung in anderen Farben zu glänzen schien. Sie behielt ihr Hütchen auf dem Kopf und streifte nur die Handschuhe ab, die, wie er konstatirte, ihre schlanken, beinahe aristokratisch zu nennenden Hände bedeckten.

Sie nahm auf dem kleinen Sopha Platz, er ihr gegenüber. Der Kellner servirte mit der den Wienern eigenen Geschwindigkeit und verschwand dann ebenso unhörbar, wie er gekommen war. Der junge Mann, von dem Wunsche erfüllt, dieses originelle Wesen zu ergründen, das da, wenige Schritte von ihm entfernt, ihm über ihr Glas hinweg einen jener liebenswürdig moquanten Blicke zuwarf, begann den Ton seiner Unterhaltung den Räumen zu akkomodiren, in denen er sich befand.

Sie folgte ihm auf dieses Terrain in so geistvoll scherzender Weise, sie glitt so geschickt über Alles hinweg, was die Konversation vom Allgemeinen auf das rein Persönliche hinüberziehen konnte, sie spielte Fangball mit seinen Worten, wechselte im Laufe des Gesprächs das Deutsche mit dem Italienischen, das Französische mit dem Englischen, daß er sich vergebens bemühte, klar zu werden, zu welcher Spezies von Frauen dieses reizende Räthsel wohl gehören möge und welch' sonderbarer Zufall dieses Weib, das wie geschaffen war, mit ihrem blendenden Geist eine glänzende soziale Stellung einzunehmen, in jene Schichten geführt habe, denen sie doch anzugehören schien.

Sie hatte auf einen in der Nähe des Sophas befindlichen Knopf gedrückt, dessen Vorhandensein ihm entgangen war.

„Cigaretten, Jean!"

Dieser schien mit den Gewohnheiten der Dame vertraut, denn er hatte bereits das Gewünschte gebracht. Sie zündete sich langsam eine der Cigaretten an, schlug die Füße übereinander, lehnte sich dann nachlässig zurück und blies den Rauch in zahllosen kleinen Ringeln in die Luft, während sie leise einen Gassenhauer summte.

Die Nähe dieses Weibes berauschte ihn. Er wurde unternehmender, sie erhob sich.

„Wir wollen fort, nicht wahr?"

„Sogleich", erwiderte sie und schritt auf die Portiere zu, hinter welcher der Kellner bei ihrer Ankunft ihr Jäckchen deponirt hatte. Er hatte unterdessen geklingelt und trat einen Augenblick an's Fenster und schob die seidenen Vorhänge zur Seite. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen in das von elektrischem Licht durchfluthete Gemach — geblendet ließ er die schweren Falten wieder niederfallen.

„Ew. Gnaden befehlen?" Jean stand mit der undurchdringlichen Miene und korrekten Haltung vor ihm.

„Die Rechnung!"

Er zahlte, und während der Kellner sich anschickte, den Tisch in Ordnung zu bringen, hob er die Portiere, um nach seiner Begleiterin zu sehen.

Sie war verschwunden und nur ein leiser Veilchenduft erfüllte den Raum.

„Wo ist die Dame?"

„Durchlaucht sind soeben in's Palais gefahren," erwiderte Jener.

„Was für eine Durchlaucht?"

„Durchlaucht Fürstin Etterni, die soeben mit Ew. Gnaden gespeist haben."

Der junge Mann starrte den Sprecher an, der mit seiner undurchdringlichen Miene diese Mittheilung wie etwas Selbstverständliches von sich gab.

Das war also die Fürstin Etterni, von deren bis an Tollheit grenzenden Extravaganzen er so viel gehört, die Tochter des tollkühnen ungarischen Grafen Andor, der vierspännig die Freitreppe seines Pester Palais hinaufgefahren war, um eine Wette auszutragen. Das war die Gattin des Gesandten am französischen Hof, mit deren Chic und Eleganz die Königinnen der Mode nicht zu konkurriren vermochten, die geistvolle Freundin zweier Kaiserinnen!

Ihm brannte der Kopf. Nur hinaus in's Freie, in frischer Luft und im nüchternen Licht des scheidenden Tages diesen Märchentraum abschütteln, in dem er befangen war. Ohne Gruß stürmte er hinaus.

Auf der Straße blieb er aufathmend stehen. Was nun? Er war so nervös, so im Bann des Abenteuers, das er erlebt, daß er sich unfähig fühlte, heute, mit wem es auch sei, ein Wort zu wechseln. Er sah das Opernhaus vor sich, strahlend im Lichterglanz, und trat hinein. Hier oder wo anders, gleichviel, wo er den Abend verbringt. Er löst eine Karte zur Fremdenloge und nimmt Platz. Die Oper hatte bereits begonnen und zwei Sitze von ihm sieht er eine Dame, jung, schön, mit unendlicher Einfachheit gekleidet, die regungslos den Vorgängen auf der Bühne lauscht. Ein Textbuch in der Hand, würdigt sie ihn keines Blickes, und in den ruhigen, bezenten Bewegungen, in der Unnahbarkeit, die ihre Person umgiebt, verräth sich eine große Dame von Blut.

Der Akt ist beendet. Er erhebt sich, um einen Gang in's Foyer zu machen, seine Nachbarin ebenfalls. Er weicht zur Seite, um ihr den Vortritt zu lassen, da öffnet sich dieser kleine königliche Mund und die Worte, die sie an ihn richtet, lassen ihm keinen Zweifel über die Gesellschaftsklasse, der sie angehört.

Ja, ist er denn von Sinnen? Jene mit der Cigarette, mit den geschminkten Lippen, den Gassenhauer trällernd im Privat-Kabinet — eine Fürstin, eine der edelsten des Landes, und diese Fürstin mit der königlichen Haltung eine — Händlerin mit Liebenswürdigkeiten!!??

„Merci, Madame," erwiderte er, seine Gedanken laut vollendend, „ich bin sprachlos!"

Sie hatte ihn kaum verstanden und achselzuckend rauschte sie hinaus.

Jenny Lorm.

— Aus Bombay wird berichtet, daß 800 Todesfälle an der Pest vorgekommen sind. Die Eingeborenen flüchten aus der Stadt.

Die Nordpolbahn.

Von Marie Stahl.

Der alte Herr Flörecke hatte das Nordpolfieber.

Dem Verkauf seines großen Trikotagen und Strumpfwaarengeschäftes verdankte er es, daß er nun weiter keine Sorgen mehr kannte, als die Entdeckung des Nordpols.

Er hätte auf seinem Ruhesitz, seiner Villa im Grunewald, im Schooße seiner Familie ein recht behagliches Leben führen können, wenn der unselige unentdeckte Nordpol nicht gewesen wäre.

Nansen und Andree hatten seine sanguinischen Hoffnungen kläglich enttäuscht.

Er nahm es Nansen furchtbar übel, daß er ohne den Nordpol zurückgekommen war, und Andree's Rückzug empfand er wie eine persönliche Beleidigung.

Da saß er nun, der Rentier und Villenbesitzer Flörecke, mit all seinen Polarmeer und Wetterkarten und hatte sich seiner guten Pauline, seinen Kindern und Skatbrüdern gegenüber fürchterlich blamirt!

Hatte er doch gegen alle Zweifel und Anfechtungen einen unerschütterlichen Glauben an die kühne Luftfahrt bewahrt, seine Ruhe auf der täglichen Jagd nach den neuesten Depeschen geopfert, seine Melonen- und Champignonzucht in den Treibbeeten verkommen lassen und sich ernstlich mit seiner Pauline gezankt, wenn diese Andree, die ganze Ballonfahrt und alle Aufregung darüber schlechtweg „Mumpitz" nannte. Fast wäre der dreißigjährige tiefe eheliche Frieden aus dem Gleichgewicht gekommen.

Und noch schlimmer als das. Er hatte mit sehenden Augen ungesehen den Wolf in seine Lämmerheerde brechen lassen!

Sein Staunen war grenzenlos, als der junge Ingenieur Reinhard Wiedemann, der noch eine ziemlich untergeordnete Stellung bei einem großen elektrotechnischen Fabrikbetrieb in der Reichshauptstadt einnahm, eines Tages zu ihm kam und Lenchen's Hand begehrte.

War es denn erhört? Solcher grüner Junge, der noch nichts entdeckt und noch nicht mal was erfunden hatte, wollte sein Lenchen, seine älteste Tochter heirathen!

Der Bescheid war niederschmetternd.

„Mein Herr," sagte Flörecke mit einem gewissen Hohn, „haben Sie vielleicht die Röntgenstrahlen oder das Telephon erfunden? Haben Sie ein Patent auf den lenkbaren Luftballon oder auf eine lenkbare Motor-Mehlkutsche? Wenn Sie etwas Aehnliches haben, werde ich es mir zur Ehre schätzen, bis dahin versorge ich mein Lenchen lieber selbst."

Der arme Wiedemann war in einer unglücklichen Stunde gekommen, denn Tags zuvor hatte die Presse Andree's Rückzug zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nun weinte sich das hübsche Lenchen die Augen roth und der abgewiesene Freier hatte in der ersten halben Stunde Selbstmord-, in der zweiten Entführungsgedanken, in der dritten regte sich wieder das Selbstgefühl des Jugendmuthes und machte sich in dem Ausruf Luft:

„Warte, Dich werde ich kriegen!"

Der alte Klinke im Skatklub war sein Freund und Gönner; der mußte ihm helfen.

„Hör' mal, Flörecke, Du interessirst Dich ja wohl für den Nordpol. Hast Du denn schon von dem neuen großartigen Projekt, den Nordpol zu erreichen, gehört?" fragte kurze Zeit darauf der Hausbesitzer Klinke beim gemüthlichen Skat in der „Glocke".

„Wie denn? Was denn?" fuhr Flörecke auf.

„Eigentlich ist die Sache noch Geheimniß des Erfinders, ich habe es nur so im Vertrauen erfahren, weil ich den jungen Mann zufällig gut kenne. Aber da ihm ja unter uns schwerlich Konkurrenz entstehen wird, kann ich es ja unter Diskretion erzählen. Es handelt sich um eine unterirdische elektrische Nordpolbahn."

Flörecke ließ die Karten fallen.

„Ja, siehst Du," fuhr Klinke gemüthlich fort, „so viel hat man eingesehen, daß man zu Schiff und zu Fuß den verdammten Pol nie erreichen wird. Mit dem Luftwege ist erst recht nichts los. Da ist nun ein genialer Kopf auf die Idee gekommen, es unter der Erde zu versuchen."

„Mein Gott, wie wäre denn das möglich?"

„Ganz einfach, man kann sich nur wundern, daß man nicht längst darauf gekommen ist. Unsere moderne Technik kennt keine Unmöglichkeiten. Unterirdische und unterseeische Tunnels sind doch heutzutage kein Kunststück mehr. Mit Dynamit kommt man überall durch. Härter als die Felsen vom ollen Gotthardt wird wohl das Eis da oben auch nicht sein. Unter der Erde kann man sich vor der Kälte und vor den Stürmen viel besser schützen, der Kampf mit Eisbären und anderen Ungeheuern fällt ganz weg, na, da macht man sich's nun bequem und legt die elektrische Leitung mit elektrischer Beleuchtung."

„Herr des Himmels, wer ist denn der Glückliche, der zuerst auf diese glänzende Idee gekommen ist?" staunte Flörecke in gewaltiger Aufregung, während der Steuersekretär Franke meinte, ihm sei der Nordpol „janz und jar Wurscht" und er sage hiermit grün Solo mit Zweien an.

„Ein ganz junger, unbekannter Mensch, der Elektrotechniker Reinhard Wiedemann," berichtete Klinke noch schnell, ehe er ausspielte.

Flörecke verlor nicht nur dies grün Solo, sondern auch noch einen Grand mit Vieren, und er hatte eine schlaflose Nacht.

Am folgenden Tage erhielt Reinhard einen Brief von ihm mit einer sehr freundlichen Einladung, den Verkehr in seinem Hause fortzusetzen. Er habe sich die Sache überlegt, da ein junger, intelligenter Mann zur Erreichung hoher Ziele Hilfe und Unterstützung gebrauche.

Reinhard kam und brachte eine ganze Mappe mit Plänen und Zeichnungen der künftigen Nordpolbahn mit.

Flörecke war so berauscht von dem interessanten Projekt, daß er unverzüglich, im ersten glühenden Enthusiasmus den Erfinder als künftigen Schwiegersohn umarmte und dem glückstrahlenden Paar die Hochzeitsreise auf der Nordpolbahn versprach.

Reinhard wußte ihn jedoch bald zu überzeugen, daß es besser sei, die Hochzeit nicht aufzuschieben, bis die große internationale Aktiengesellschaft zum Bau der elektrischen Nordpolbahn gegründet und in Thätigkeit getreten sei.

Dem Unternehmen setzten sich doch immer noch einige kleine Schwierigkeiten in den Weg.

Wahlbestechung.

Eine ganz eigenartige Bestimmung in dem neuen „Wahlbestechungs-Gesetz" („Election Bribery Law") von Indiana giebt dem Manne, der sich bestechen läßt, für einen gewissen Kandidaten zu stimmen oder sich der Stimmabgabe zu enthalten, das Recht, gegen den Mann, der ihn bestochen hatte, eine Klage um $300 anhängig zu machen. Dieses eigenthümliche Gesetz nun wurde kürzlich zum ersten Male in den Gerichten erprobt.

Die Thatsache, daß dem Kläger, einem wahlberechtigten Bürger, die Summe von $5 für seine Stimme angeboten und daß dies Angebot angenommen worden war, stand unzweifelhaft fest, und wurde nicht bestritten. Aber die Vertheidigung machte geltend, daß der Kläger das Recht, unter dem fraglichen Gesetz klagbar zu werden, verscherzte, daß er in der That nicht bestochen worden war, da er, seinen eigenen Aussagen gemäß, nach der Annahme von $5 (damit er gar nicht stimmen sollte) doch nach dem Stimmplatz ging und dort sein Votum abgab. Da der Kläger nicht auf sein Wahlrecht verzichtete, so hat er auch kein Recht, Entschädigung dafür zu verlangen, der Beklagte könnte unter dem Gesetz nur dann verurtheilt werden, wenn der Kläger sein Wort gehalten hätte.

Das klingt ganz annehmbar und wie es scheint pflichtete der niedere Gerichtshof dieser Auffassung bei, wenigstens wurde der Fall vor das Berufungsgericht gebracht, dessen Entscheidung jetzt vorliegt. Dieses Gericht erklärte jenen Einwand für nicht stichhaltig und verwarf ihn, auf den einfachen Grund hin, daß, wollte man die Auslegung der Advokaten des Beklagten gelten lassen, das Gesetz lahmgelegt würde und die Aufgabe für die es erlassen wurde, nicht erfüllen könnte. Dabei fühlte das Gericht sich veranlaßt, sein Bedauern auszudrücken darüber, daß „die Bestimmungen des Gesetzes, um seine Befolgung zu erzwingen, nothgedrungen eine der Parteien eines so schmachvollen Kontraktes zum Empfänger einer Wohlthat machen müssen. Aber wäre dies nicht so, so würde es unmöglich sein, den wirklicher Verbrecher zu ermitteln und zur Verantwortung zu ziehen."

Es wird hier also der Mann, der seine Stimme verkauft, nicht nur nicht bestraft, sondern, wenn er sich entschließen kann, seine Schande an die große Glocke zu hängen, noch belohnt —mit $300, wenn er nachweisen kann, daß er bestochen wurde. Das ganze Gesetz will auf den ersten Blick ungerecht und widersinnig erscheinen, aber wenn man erwägt, daß manche arme Teufel nur aus Noth die Bestechung annehmen, daß von Seiten der Politiker, welche zu dem traurigen und verwerflichen Mittel der Bestechung griffen, um womöglich ihrer Partei oder einem bestimmten Kandidaten zum Siege zu verhelfen, geradezu auf die Nothlage vieler Stimmgeber gerechnet wurde und wird, daß kein Verkäufer ist, wo der Käufer fehlt, dann wird Einem der Bestochene eher im Lichte eines Opfers der Verhältnisse und damit entschuldbarer erscheinen. Dann kann man sich sogar noch zu der Auffassung durcharbeiten, daß der Bestochene in der That empfindlich geschädigt wurde, daß man ihm durch das Bestechen einen guten Theil seiner Selbstachtung als Bürger raubte und daß seine Achtung vor dem Gesetz und der Wahlurne stark erschüttert wurde, — daß die $300 nur ein kleiner Ersatz sein können für die moralische Schädigung, die der Mann erlitt. Je milder der Bestochene, um so schärfer muß aber der Bestecher beurtheilt werden. Je entschuldbarer die Handlungsweise des Einen, um so strafbarer muß die des Andern sein, und in der That kann die Wahlbestechung gar nicht scharf genug beurtheilt werden. Sie muß ausgerottet oder doch, wenn das nicht ganz erreichbar, auf das möglich geringste Maß beschränkt werden, denn sonst dürfte es sich bald nicht mehr lohnen, überhaupt Wahlen abzuhalten. Von der freien Wahlausübung hängt das Wohl und Wehe unseres Landes ab und da muß der Zweck die Mittel heiligen, da muß man sich auch solche Gesetze gefallen lassen, wie das Indianaer, das anscheinend die Bestechlichkeit belohnt. Wenn aber ein solches Gesetz überhaupt in Kraft ist, dann muß es auch auf alle Fälle anwendbar sein. Das Gesetz strebt auch nur die Bestrafung der Bestecher an, es belohnt weder den Bestochenen, der zum Angeber wurde, noch will es ihm in den $300 ein Pflaster geben für seine geschädigte Moral, sondern es stellt nur die $300 Demjenigen in Aussicht, der den Beweis für die Verleitung zum Verbrechen, für die Bestechung, erbringt. Dann muß man aber der Auffassung des Berufungsgerichts völlig beipflichten. So lange das Verbrechen Eines — des Bestechers — festgestellt ist, kann es nicht darauf ankommen, ob der Andere das ihm zugemuthete Verbrechen auch ausübte. Der Mann, der jenen des Verbrechens überführt, ohne selbst schuldig zu werden, verdient die Belohnung noch viel eher, als der, der sich zum Mitschuldigen machte. Freilich ist's ein Vertrauensbruch, aber das ist das geringere Uebel, und die Gelegenheiten für solche Vertrauensbrüche werden äußerst selten werden, wenn das Gesetz streng durchgeführt wird. Leute, die sich für $5 bestechen lassen, auf ihr Wahlrecht zu verzichten, werden in der Regel auch nicht von einem Vertrauensbruch zurückschrecken, wenn ihnen $300 winken, falls sie nicht von vornherein auf diese spekuliren und sich nur zum Schein bestechen ließen, wie anscheinend im vorliegenden Falle.

Reiche englische Künstler.

Sir John Millais, der jüngst verstorbene Präsident der Royal Academy, war von allen Präsidenten der reichste, denn seine Erben zahlen Steuern für eine Hinterlassenschaft von 1,942,380 Mark, sein unmittelbarer Vorgänger, Lord Leighton, hinterließ nur halb so viel, 940,000 M.; der „ärmste" von allen Malern, welche in der Royal Academy den Vorsitz führten, war vermuthlich Sir Thomas Lawrence der nur 320,000 M. hinterließ, und als all sein Eigenthum sammt Gemälden verkauft war, genügte der Ertrag nur, um seine Schulden zu bezahlen. Daß die Malerei in England jedoch ein sehr lukratives Geschäft ist und beliebte Maler, auch wenn sie es nicht zum Vorsitz in der Royal Academy bringen, große Vermögen hinterlassen können, erhellt aus einigen Beispielen, die ein englisches Blatte anführt. Da hat z. B. Turner, der berühmte Landschaftsmaler, ein Vermögen von 2,800,000 M. hinterlassen und Sir Edwin Landseer, der als Thiermaler in England noch immer unübertroffen dasteht, konnte seinen Erben sogar 3,200,000 M. hinterlassen. Vor wenigen Monaten starb ein Maler, der als der Krösus der Malerzunft galt, denn Edward Armitage übertraf Landseer's und Turner's Vermögen zusammengerechnet mit seiner Hinterlassenschaft von 6,360,000 M. — doch muß gesagt werden, daß er seine Künstlerlaufbahn mit einem bedeutenden Privatvermögen anfing, so daß sein Erwerb von Gemälden wenig in Betracht kam. Unter anderen wohlbekannten Künstlern, die reich starben, sei noch Edwin Long erwähnt, der 1891 seinen Erben 1,480,000 Mark hinterließ, Sir Josef Böhm, der Sculpteur, dessen Hinterlassenschaft sich auf 945,520 M. bezifferte, während ein anderer Bildhauer, Sir Frencis Chantrey, vermögend genug war, um der Royal Academy ein Legat von 2 Mill. M. zu hinterlassen, aus dessen Zinsen alljährlich moderne Kunstwerke für die Sammlung in Burlington House, dem Hauptquartier der Royal Academy in Piccadilly, angekauft werden.

Verbot des Fußball-Spiels.

In Missouri scheint die öffentliche Meinung sich zu einem nicht unbedeutenden Theile gegen das Fußballspiel zu wenden. Der Schulrath von Sedalia hat den Hochschülern das Spiel als entsittlichend verboten, und in der bevorstehenden Legislatursitzung werden sowohl im Senat wie im Hause Anstrengungen gemacht werden, ein Verbot des Fußballspiels durchzusetzen. Ja man droht, wenn man damit keinen Erfolg habe, das Faustkampf-Verbot wieder aufzuheben.

Nun geht man ohne Zweifel zu weit, wenn man das Fußballspiel auf eine Stufe mit dem Faustkampf setzt, welcher nur von für den Beruf ausgebildeten Leuten geübt wird, welche daraus ihren Unterhalt beziehen. Hier haben wir es mit nicht professionellen jungen Leuten zu thun, welche der Ehre und Sports halber daran theilnehmen. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Fußball-Wettkämpfe gar manche Seiten angenommen haben, welche ins Professionelle hinüberspielen. Der Fußball-Reigen oder -Gespanne kommen nicht so freiwillig zusammen, wie es wünschenswerth wäre; nicht einem Jeden wird erlaubt, daran theilzunehmen, sondern er muß bei der ärztlichen Untersuchung die Gewähr geben, daß er der Anstrengung körperlich gewachsen ist. Sie werden dadurch mit einem Scheine von Berufsspielerthum umgeben, und die Thatsache, daß sie ihre jährlichen großen Kämpfe vor einem großen Publikum aufführen — nicht des Publikums, sondern des Eintrittsgeldes halber, welches sie brauchen, um ihre Unkosten das Jahr hindurch zu bestreiten, — vermehrt den Eindruck des Berufsmäßigen und erinnert gar zu sehr an das Baseball-Spiel, das immer mehr zu einer rein professionellen Schaustellung herabsinkt.

Daß es noch dazu ein gefährliches Spiel ist, und Vielen lebenslängliche Verletzungen beigebracht hat, sowie daß das Erlernen desselben viel Zeit in Anspruch nimmt und die theilnehmenden Studenten von ihrem Studium abzieht, dient selbstverständlich nicht dazu, es zu empfehlen. Und wir sehen wahrlich nicht ein, weshalb die Leiter unserer Universitäten fast durchweg so darauf versessen sind, gerade für dieses Spiel Propaganda zu machen. Turnen, Ringen und Fechten sind für die Förderung der Körperkraft, Gewandtheit und Geistesgegenwart viel förderlicher als das Fußballspiel.

Aber dieses geradezu zu verbieten, scheint, uns ein unpraktischer Schritt zu sein, so lange es nicht zu einem reinen Berufsspiel geworden.

's geht nicht ohne Weiblichkeiten.

In Wien hat vor Kurzem ein Advokatentag getagt, ein Bankett fehlte natürlich nicht. Aber diesem Bankett fehlte etwas. Bei jedem Gedeck lag eine Bonbonniere, die in Golddruck das nachfolgende von Dr. Grab verfaßte aufklärende Gedichtchen trug:

Unsere großen Advokaten
Waren herzlich schlecht berathen,
Als sie sich verleiten ließen,
Allen Damen auszuschließen
Von Bankett und Festlichkeiten.
's geht nicht ohne Weiblichkeiten!
So ein großer Männerkorso
Bleibt noch immer nur ein Torso!
Gutzumachen unsere Sünden,
Ließen wir gar zierlich binden
Delikate Näschereien,
Die der Frauen Herz erfreuen.
Der Entsagung dien' zum Lohne
Diese Schachtel voll Bonbone;
Eurer Frau und Eurem Kinde
Weihen wir's als Angebinde.
Bringt's mit Gruß zu den Penaten
Von dem Tag der Advokaten.